



• Wochenschrift der Wiesbadener Zeitung.

Nr. 17.

Wiesbaden, den 24. Januar 1915.

3. Jahrgang.

Inhaltsangabe:

„Der Segen des Krieges“, von Dr. Ludwig Finckh. — „Sein Junge“, Erzählung von Karl Friedrich Baberadt. — „Nachtbrenn“, von Dr. med. Wilhelm Stiefel. — „Die Natur im Kreislauf des Jahres: Januar“, von Hans Wolfgang Behm. — „Heimkehr“, Erzählung von Waldemar Bonfeld. — „Widderbogen fürs Haus“, aus der Mappe eines Familienvaters. — „Eustige Ede“.

Zum Geleite:

Ihr nach uns: Ihr werdet es besser haben: Ihr werdet wohnen im eigenen Haus, ohne Haß und Reid, frei und in Selbständigkeit. Ihr werdet die Welt als Gottes Stellvertreter zu leiten vermögen. Durch uns: Deutsch sei euch und Bruder, wer sich als deutsch, das heißt: als Mensch mit göttlicher Seele bekennt.

Walter von Mols.

Der Segen des Krieges.

Von Dr. Ludwig Finckh.

Es hat keinen Wert, abzuleugnen, daß der Krieg gerade zur rechten Zeit gekommen ist. Wir haben ihn nicht gewollt und nicht herbeigeführt. Wenn der Thronfolger von Oesterreich nicht ermordet worden wäre, so wäre heute noch Frieden. Aber als die Würfel einmal auf die Kriegsseite hinüberrollten, so nahmen wir's auf: lieber heute als morgen.

Denn unsere Seele war reif geworden für den Krieg. Am Horizont drohte er seit Monaten in grellem Wetterleuchten. Wir waren in Deutschland wohllebig geworden, verfeinert über Gebüß, überkultiviert, und es gab in den Großstädten schon Dinge, aus denen man keinen Ausweg wußte, Sackgassen der Seele. Schon hatte auch eine natürliche Abwehr dagegen eingesetzt. Wandervogel und Pfadfinder vollzogen die lebendige Abkehr von der seitherigen Entwicklung. Wie weit sie uns getragen hätten, läßt sich nicht beurteilen; langsam hatten sie uns gewandelt.

Da kam der große Sturmwind. Weggefragt war alles Versaukte, emporgewirbelt alles Hohe und Edle, und die Jäger und Glauber an das Volk hatten recht.

Und merkwürdig, alle Knoten waren zerhauen. Mir liegt eine Reihe von Schicksalen vor Augen, die verwirrt und unlösbar geworden waren. Gespinste waren gewoben, in die eine menschliche Hand keinen Sinn mehr hineinbringen vermochte. Es fehlte an der Fähigkeit zur befreienden Tat.

Da kam der erste August, und schlichtete und warf Einfachheit in die schwierigsten Probleme: morgen geht's in den Krieg.

Wir frankten an nervösen Gebrechen. Unser Magen, unser Herz waren kaputt, unser Schlaf verloren. Die Anstalten für Nervenschwache waren besetzt; erfolglos.

Wie seltsam. Die Magen- und Herzschwachen stehen alle im Felde draußen, kerngesund, glücklich, die Not von der Heimat mit fernhalten zu dürfen, die Schlaflosen liegen in den Schützengraben und schlafen im Kanonendonner wie die Bären. Viele haben das Eiserne Kreuz. Ihr Leben hat wieder einen Sinn.

Man hat ja garnicht gewußt, wie stark und gesund wir im Grunde waren. Unser Leiden war die Tatlosigkeit, die Unbefriedigung über uns selbst. Der Krieg war der Erlöser. Mit einem Schlag fand jeder einen Kerl in sich vor, den er noch garnicht kannte. Man übertraf sich selbst, jeder holte Kräfte aus sich heraus, die er sich nicht zugetraut hatte.

Und das Seltsamste: Gott ist uns mit einem Male viel näher gekommen. Was kein Pfarrer und keine Kirche vermocht hätte, der Krieg hat es zuwege gebracht. Wer nur von ferne noch an ihn dachte, ungläubig, überlegen, der weiß ihn jetzt greifbar gewiß und nahe. Ist Gott zu uns heruntergestiegen, sind wir ein wenig zu ihm hinaufgehoben? Wir sind besser geworden, liebevoller zu einander. Wer in einem Eisenbahnwagen fährt, erlebt Wunder. Jeder will dem anderen helfen, ist freundlich und bescheiden, und die Grobianen und Egoisten haben ausgespielt.

Und das muß so bleiben. Das ist der Segen des Krieges, der uns tiefer und stärker macht als aller Frieden. Das muß vorhalten in unserem Volke, diesen Krieg müssen wir wert bleiben, und wenn einmal die Friedensglocken läuten, so muß das unser bester Gewinn sein: Gott hat mit uns gearbeitet. Wir müssen innerlicher geworden sein, frömmere im großen Sinn, und auf dem Wege müssen wir weiterarbeiten. Dazu helfe uns das Blut unserer Gefallenen.

Denn vergessen dürfen wir nie. So gewiß als uns der Engländer es nie vergißt, daß wir ihn demütigen, zum

ersten Male, seit dem die Welt steht, so gewiß wird er es unseren Enkeln und Urenkeln wieder heimzahlen wollen. Darum darf der Deutsche nie auf seinen Lorbeeren ausruhen, sich nie in eine Weltseitigkeit einwiegen. Der Tag, an dem der deutsche Michel einschläft, ist sein Todestag. Das müssen wir immer wieder im Gedächtnis behalten, das sind wir den Opfern dieses Krieges schuldig.

Das Einzelschicksal geht unter im Geschick der Hunderttausend. Jeder Augenblick ist gefüllt wie nie zuvor, eine Stunde gilt soviel wie sonst ein ganzes Leben.

Ich möchte heute mit keinem Neutralen tauschen. Deutsch ist das Schönste, was man heute sein kann. Draußen im Felde werden Taten getan, die noch nie geschehen sind. Wir wissen von ihnen, wir hören sie, wir daheim halten den Atem an in Gedanken an unsere Brüder. In der Nacht liegen auch wir in den Schützengräben und betreuen sie.

Im Altertum hatten auch die Feinde unsere Tapferkeit gerühmt. Heute ist alles stumm. Wer nicht unser ausgesprochener Freund ist, schilt und beschimpft uns. Keiner erkennt an, daß noch nie ein Volk in solcher Not war und noch nie sich so herausgehauen hat. Als ich ein Kind war, galt es für unehrenhaft, einen Schwächeren zu hauen; nur mit Gleichstarken oder Stärkeren durfte man anbinden. Unseren Feinden gilt es als gut und ehrenvoll, eine rechte Uebermacht auf uns zu hegen. Wäre es nicht vermessen, so fragte ich, ob denn unseren Feinden Gott nicht näher gekommen ist. Ihr Dichten und Trachten ist unsere Vernichtung, unsere Ausrottung mit Lüge, Grausamkeit und Rechtsbruch.

Aber der Segen des Krieges wird seine Schmach über treffen. Groß ist das Grauen und der Schmerz um unsere Toten. Vergrübelt euch nicht um sie. Die Toten haben es gut. Nur die Lebenden trauern.

Und die Wunden heilen. Sie heilen recht gut. In kurzen Jahren wird es nur Narben geben, und Deutschland blüht herrlicher denn je. Denn jeden Tag stehen neue Helden auf. Wer hätte von Weddigen etwas gehört ohne den Krieg? Von Kapitän v. Müller, Leutnant zur Linde? Wer hätte Emmerich gekannt, Beseler, v. Kluck, was wäre aus all den Einzelnen geworden, die über sich hinausgewachsen sind? Hat einer gewußt, daß wir einen Hindenburg unter uns hatten? Wo ein Hindenburg gewachsen ist, da wird es auch einen Vornenburg geben.

Darum: gepriesen sei der Krieg, der uns Größe und Klarheit gebracht hat! Der Krieg ist unsere Wiedergeburt.



Sein Junge.

Erzählung von Karl Friedrich Baberadt.

Die Schwalben, die zwischen den alten Eichenbalken unter dem Torweg nisteten, schossen mit gellenden Schreien aus ihren Nestern, als Willem Stehr in gestrecktem Galopp auf dem Hof einritt. Entsetzt stoben die Hühner und Enten auseinander und eine der Mägde, die vom Wasserholen kam, ließ vor Schreck den vollen Eimer fallen. Der Großknecht, der am Göpel stand, sprang herzu und wollte dem Fuchs in die Zügel fallen, er dachte nicht anders, als daß er durchgegangen sei, denn Willem Stehr war ein so ruhiger Mensch und ein behaglicher Reiter . . .

Aber da brachte der Bauer dicht vor der Haustür das Pferd zum Stehen. Keuchend flogen die Flanken des Tieres und der Bauer war krebsrot und mit Schweiß bedeckt. Mit einem Schwung, wie man es noch nie an ihm gesehen hatte, war er vom Pferde, und während er in das Haus eilte, rief er dem Knecht zu: „Es ist Krieg! Jan, Krieg!“

Wie eine Geschützflugel rollte das Wort über den Hof. Alle traf es, die Männer und die Frauen, und es war, als

sei plötzlich der Schein der Abendsonne blutiger und es sei eine furchtbare Stille in der Welt. Die ganze Natur hielt einen Augenblick den Atem an. Knecht und Magd kamen auf dem Hof zusammen, ohne ein Wort zu sprechen und sahen sich erstaunt an, als wären sie ganz andere Menschen geworden. Aber dann wiederholte einer das Wort: „Krieg!“ Und nun war es, als sei eine schlafende Lawine ins Rollen gekommen. Keiner wußte, wer angefangen hatte, da sangen sie laut und einstimmig, die Männer und die Frauen auf dem Lindenhof: „Deutschland, Deutschland über alles . . .“

Der Bauer, der drinnen vor seiner Frau stand, die ihn mit bebenden Armen umfassen hatte, nickte leise, als er das Lied hörte.

„Füge dich ins Unvermeidliche, Eibeth, der Kaiser ruft, ich muß folgen. Ich werde für unsere Heimat kämpfen, für dich, für unseren Jungen.“

„Wann mußt du fort, Willem?“

„Morgen, mit dem frühesten . . .“

Die Frau wurde noch einen Schatten bleicher, aber sie ging aufrecht und festen Schrittes hinaus, um die notwendigen Anordnungen zu treffen. Kaum aber hatte sich die Tür hinter ihr geschlossen, als Willem Stehr in das Schlafzimmer stürzte, seinen Jungen aus dem Bettchen riß und ihn so fest an sich drückte, daß das Kind zu wimmern begann. Da legte er es behutsam in die Kissen zurück.

„Mein Jung, mein Jung!“ flüsterte er und es war ihm, als wollte ihm einer die Kehle zudrücken.

Am anderen Morgen fuhr der Lindenhofbauer über die Heide in die Kreisstadt. Frau Eibeth stand mit dem Knaben an der Hand in der Hofstür und winkte ihm nach, so lange sie ihn sehen konnte. An der letzten Wegbiegung umfing Willem Stehr sein Weib und sein Kind und seinen ganzen Hof noch einmal mit einem langen Blick, in dem ein namenloses Abschiedsweh lag, dann ging es vorwärts, und je höher die Sonne stieg, desto klarer wurde auch das Auge des Mannes. Er traf unterwegs andere Bauern, die die gleiche Straße zogen wie er, alle getrieben von der gleichen unsichtbaren Kraft, alle erfüllt von dem gleichen eisernen Befehl, der plötzlich Leben für sie bekommen hatte, nachdem sie so oft in friedlichen Stunden mit dem Gedanken an dieses Muß gespielt hatten. Manch einer der jungen Männer ließ Weib und Kind zuhause, manch einer die alte Mutter oder die Braut, aber keinem mehr sah man die dunkle Stunde an, die sie auseinandergerissen, keinem mehr triübte ihr Schatten den Blick — eine Freude glänzte in all diesen jungen Augen, eine heilige Zuversicht hellte ihre Mienen. Sie schritten paarweise und in Trupps. Als der Lindenhofbauer an ihnen vorbeifuhr, winkten sie ihm zu und riefen: „Auf Wiedersehn!“

Der Wunsch und die Hoffnung schnitten Willem Stehr ins Herz. Durch den goldenen Sommermorgen hindurch sah er einen blonden Knabenkopf auf weichem Daunenkissen gebettet . . .

Plötzlich ruckte der Wagen, dann hielt er an.

„Herr,“ sagte der Knecht, der die Zügel führte, „da vorn geht Jupp Biesendal vom Fentschenhof.“

Jupp Biesendal war Willem Stehr's Schwager. Der Bauer beugte sich aus dem Wagen und wollte ihn anrufen. Da sah er, daß der Schwager seinen zehnjährigen Knaben an der Hand führte, und das Wort blieb ihm im Halse stecken. Aber der Knabe hatte den Oheim schon wahrgenommen. Er lief auf ihn zu und ließ sich in den Wagen heben, dann kletterte auch sein Vater auf den hohen Sitz. Das war eine lustige Fahrt! Gegen das fröhliche Geschwätz des Jungen konnte der Ernst der Männer nicht aufkommen, und keiner hatte das Herz, ihm die Freude zu wehren. Nur von Zeit zu Zeit strich Willem Stehr's arbeitsrauhe Hand über den wirren Scheitel des Knaben. Und ein heißes Wünschen und Beten quoll aus seinem Herzen.

Jahrelang hatte der Lindenhofbauer auf den Erben gewartet. Den ersten Knaben, den ihm seine Eibeth geschenkt hatte, mußte er wieder hergeben, kaum daß er zum ersten Mal „Vater!“ stammeln konnte. Dann war der Franz gekommen, und die ganze namenlose Sehnsucht des Mannes hatte sich in eine unsagbare Liebe zu seinem

Jungen verwandelt. Jeden Augenblick, wo er das Kind auf seinen Knien schaukeln konnte, jede Stunde, wo er mit ihm zusammen war, daheim oder draußen im Feld, pries er als ein neues Gnadengeschenk. Alles war ihm sein Junge, nur für ihn arbeitete er, ihm galten all seine Pläne, sein Stolz, sein scheues Warten. Und der Knabe vergalt es ihm mit einer herrlichen Hingebung. Unzertrennlich waren sie, der Kindehofbauer und sein Junge, das wußte man in der ganzen Gegend.

Jupp Biesendal sah die verstorbenen Liebeskosen des Schwagers und maß daran den Schmerz, den ihm der Abschied von seinem Kinde gekostet hatte.

Kurz vor dem Ziel in der Kreisstadt sprang Willem Stehr aus dem Wagen und rief den Männern ein rauhes „Gottbefohlen!“ zu, dann war er, ehe sein Gruß erwidert werden konnte, verschwunden.

Und ein paar Tage später fuhr Willem Stehr im Kreise lustiger Kameraden der Grenze zu. Dem Feinde entgegen. Durch die frühteschweren Felder rollte der Zug, an Straßen und Städten vorbei mit winkenden und rufenden Menschen. Tag und Nacht grub sich das Rattern der Räder in das Bewußtsein der Menschen ein und es war, als zermalme es alle weichen Gefühle, bis auf das eine große begeisterte, das sie alle mit forttrieb in diesen Stunden und das wie eine mächtige Sturmflut durch das ganze Vaterland brauste.

Unter dem Ansturm der vielen neuen Eindrücke verblaßte in Willem Stehr der Gedanke an den Abschied von Weib und Kind und Hof allmählich und nur, wenn er auf den Bahnhöfen, wo der Zug hielt und wo man den Soldaten Erfrischungen reichte, einen Knaben sah, der im gleichen Alter mit seinem Jungen stehen mochte, trieb ihn ein unwiderstehlicher Zwang hinaus, dem Kinde die Hand zu geben oder es auf den Arm zu nehmen und an sich zu pressen.

„Lassen Sie mich, ich hab' auch einen solchen Jungen daheim,“ sagte er zu einer ängstlichen Mutter, die ihn wehren wollte. Da reichte sie ihm selbst den Knaben hin und hieß ihn, den fremden Mann zu küssen . . .

Das war das letzte Erlebnis Willem Stehrs im Vaterland. Ein paar Tage später traf ihn eine Kugel in die Brust. Er wußte nicht viel davon. Er lag in weiche, weiche Kissen gebettet im Lazarett und wurde von gütigen Frauen gepflegt. Still und gefühllos lag er da und achtete kaum des Schmerzes, der sich wie schneidende Messer in sein Fleisch grub. Seine Gedanken schliefen und er schien nichts wahrzunehmen, was um ihn herum vorging. Nur wenn das Fieber ihn schüttelte, schrie er einen Namen und immer denselben Namen, unerbittlich, qualvoll. Und seine Pflegerinnen wußten nicht, was ihm der Name war, den er in Todesangst ausrief, . . . an den er sich mit einer zähen Lebenshoffnung anklammerte. Sie wußten aber, daß der Mann da nichts mehr zu hoffen hatte . . .

Zur Besuchsstunde kamen Frauen und Männer in das Lazarett, die Gaben und tröstliche Worte für die Verwundeten hatten. Ein Hauptmann war bei Willem Stehr gewesen und hatte ihn seiner Tapferkeit wegen gelobt und ihm Glück gewünscht, aber der Kranke hatte nur dazu gelächelt. Für ihn gab es nur noch ein Glück zu wünschen, aber das wußte hier ja keiner . . .

Plötzlich fuhr er auf. Eine helle Knabenstimme flog durch den schweigenden Raum, der sonst nur Flüstern oder Stöhnen hörte. Immer näher kam sie, immer näher.

Weit riß Willem Stehr die Augen auf. War er doch gekommen, sein Junge?

Die hastige Bewegung machte ihm schwindeln, es wurde ihm dunkel vor den Augen und kraftlos sank er in die Kissen zurück. Da fühlte er auf einmal, wie sich ganz leise und vorsichtig eine kleine Hand zaghaft in die seine schob und er spürte den Duft frischer Rosen und hörte einen raschen kindlichen Atem.

Da zwang er sich mit aller Macht zum Rechte zurück. Fest preßte er die Hand des Kindes an seine Lippen und war voll von einer großen Freude . . .

Nun wußten die Schwestern, wessen Namen er gerufen in seinen Fieberträumen und nahmen sich vor, ihm zu helfen. Sein Weib sollte kommen und sein Junge . . .

Aber Willem Stehr brauchte sie nicht mehr . . . Sein Junge war schon bei ihm gewesen und hatte ihm „Gute Nacht!“ gesagt . . .



Nachtdienst.

Von Dr. med. Wilhelm Stetel.

Vorsichtig öffne ich die Tür des Krankenzimmers. Leise, ganz leise! Ich tue es nicht, um die Schwestern zu überraschen und sie bei allerlei harmlosen, aber verbotenen Beschäftigungen zu „erwischen“. Ich weiß, wie dringend die Genesenden den Schlaf benötigen und wie leicht er, einmal aufgeschreckt, ihr Lager flieht. Meine Augen suchen im Halbdunkel die Schwester, um an sie die obligate Frage zu richten: „Schwester! Ist alles in Ordnung?“ Da merkte ich etwas ganz Besonderes. Statt der Schwester sitzt am kleinen Tischchen ein Kranker und liest irgend ein Buch. Die Schwester aber liegt schlafend in einem Liegestuhl. Schon hat sich der Mann erhoben und flüstert mir zu:

„Die Schwester hat den ganzen Tag schwer gearbeitet. Die andere Schwester, die sie ablösen sollte, hat Influenza bekommen. Da hat halt Schwester Berta in ihrer unerschöpflichen Güte wieder den Nachtdienst übernommen. Zwei Nächte hintereinander. Das kann die schwache Schwester doch nicht aushalten! Da hab' ich ihr gesagt: „Schwester Berta, ich kann sowieso die ganze Nacht nicht schlafen, legen Sie sich nieder auf den Sessel und nicken Sie ein wenig. Ich will aufpassen, und wenn was vorkommt, werde ich Sie sofort wecken.“ Damit war sie einverstanden. Ich möcht' Herrn Doktor bitten, die arme Schwester nicht zu wecken. Ich passe schon auf.“

Das Gespräch fand erst zwischen Tür und Angel, schon bald dranhin im Korridor statt. Man sah aus der Ferne eine andere Schwester leise über den dunklen, matt erleuchteten Gang huschen. Vorn standen zwei Stühle, welche die Gangwache zu benutzen pflegte. Wir setzten uns nieder, und ich wollte wissen, warum der Kranke denn nicht schlafen konnte. Ob er solche Schmerzen hätte?

„Schmerzen? Keine Rede! Wie die Kugel mir durch den Arm durchgeflogen ist, habe ich nichts gefühlt wie ein leichtes Brennen und habe den Sturm trotzdem weiter durchgemacht. Dann hat mich eine Granate ganz in Erde gefüllt, daß man mich herausgraben mußte. Ich soll einige Stunden bewußtlos gewesen sein und erwachte verbunden im Feldlazarett. Mir war es, als ob ich einschlafen würde und einen wunderbaren Traum hätte. Ich flog über alle Schlachtfelder und rief: Sieg und Frieden für Deutschland! Und wiederholte immer den gleichen Ruf. Meine Kameraden erzählten mir dann, ich hätte es auch aus dem Schlafe gerufen, sodas man mich schon wecken wollte. Ich aber war nicht zu erwecken. Ist das nicht sonderbar? Und jetzt kann ich keine Nacht schlafen. Ich höre ein Rauschen und Klingen im Ohr, das immer stärker und stärker wird. Dann schwillt es an; es wächst zu einem Dröhnen, wie aus unseren Mörsern, deren Ton mich immer so erschüttert hat. Dann höre ich die Maschinengewehre knattern, horche auf Trompetensignale; ich lebe noch einmal den letzten Sturm mit, sehe, wie ich trotz meiner Verletzung zwei Rufen niederstiehe, sehe die Granate das Erdreich aufwühlen und mich verschütten. Ich zwingt mich, an andere Dinge zu denken . . . es geht nicht! Ich lese hier einen Roman. Aber glauben Sie, Herr Doktor, daß ich dabei bin? Meine Augen fliegen über die Zeilen, aber mein Kopf ist im Kriege. Ich suche mich abzulenken, es geht nicht. Ich muß alles überdenken und nochmals überdenken. Schließlich werde ich müde und schlafe gegen Morgen für zwei oder drei Stunden ein. Doch da habe ich keine Ruhe . . . Denn ich träume immer wieder die gleiche Szene, als sollte ich mein Leben von ihr nicht loskommen.“

„Und wie war denn Ihr Schlaf vor dem Chok mit der Granate?“

„Ach, da habe ich geschlafen wie ein Murmeltier. Ich konnte in jeder Stellung schlafen, im Schützengraben, in einem Denkschaber, auf einem Wagen, auf der Erde, selbst stehend habe ich schon geschlafen. Aber es gab Kameraden, die nicht schlafen konnten, die mir klagten, sie hörten immer Trompetensignale und Alarmrufe, Kameraden, die aus dem Schlafe schrien und zu den Waffen griffen. Ich weiß, daß es immer unter uns

Schlafers und Nichtschlafers gibt . . . Ich bin oft auf der Wache gestanden und habe mit dem Schlafe kämpfen müssen . . .

Drinnen huscht ein Kranker bestig. Er öffnet die Tür und blickt umfichtig in den Saal. Es ist wieder ganz still. Man hört die leisen Atemzüge der Verwundeten, die ruhig und friedlich schlafen. Der Kranke, der gehustet hatte, ist auch ruhig . . .

„Ja, Herr Doktor! Das ist das Schwerkste! Wenn man schlafen möchte und nicht darf. Die Augen werden klein, und der Kopf zieht sich zusammen, es kommt über einen wie ein Schwindel. Dann aber fährt man in die Höhe und sagt sich: Um Himmels willen! Du wirst doch nicht schlafen! Denke an die Verantwortung! Ich begann mich zu zwicken und die Augen aufzureiben, an etwas Besonderes zu denken, die Beine zu strecken und Gelenkübungen zu machen. Endlich naht die Zeit, da man abgibt wird. Nur einige Minuten, und ich sinke in einen bleiernen Schlaf. Aber ebenso schlimm ist es, die langen Nächte die Augen offen haben und keinen Schlaf finden. Wie ein Bilderbuch ziehen die letzten Erlebnisse vorüber und kehren immer auf das eine Erlebnis, auf meine Verwundung zurück. Eine Ideenflucht, die sich im Kreis dreht und immer wieder um einen zentralen Punkt rotiert. Ich habe mir schon in den schlaflosen Nächten eine Erklärung zurechtgesimmert. Ich weiß nicht, ob sie richtig ist . . . Aber sie kommt mir richtig vor. Und das ist das Wahgebende. Ich habe bei meiner Verwundung dem Tode ins Auge gesehen. Ich stand vor den Pforten des ewigen Schlafes. Nun merke ich, daß meine Erregung eigentlich eine heimliche, versteckte Angst ist. Die Angst vor dem tiefen Schlaf, aus dem man nicht mehr erwacht. Der Schlaf ist der Zwillingsbruder des Todes — sagt man. Nun, ich fürchte einzuschlafen, weil ich dem Bruder begegnet bin. Es ist der Lebensinstinkt, der uns arme Schlaflose nicht schlafen läßt . . .“

Ein Kranker stöhnt und verlangt Wasser. Schon ist der junge Pfleger bei ihm und reicht ihm das Glas, richtet ihm das Kissen. Allein auch die Schwester, die während unseres ganzen Gesprächs fest geschlafen hatte, erhebt sich taumelnd, orientiert sich sehr rasch und eilt zu dem Kranken. Ich habe das bei Schwestern oft beobachtet. Sie schlafen scheinbar sehr fest und hören doch den leisesten Ruf. Sie schlafen offenbar schon mit der Erwartung dieses Rufes ein.

Es dauert lange, bis die Runde zu Ende ist. Zimmer um Zimmer, überall ein paar Worte, kleine Anordnungen, wichtige Fragen, eine Injektion, eine Austunft. Dann aber will ich selbst schlafen, und es geht mir wie dem Kranken. Ich finde den Schlaf nicht. Und ich denke darüber nach, wie viele Menschen jetzt auf der ganzen Welt wohl nicht schlafen können und sich in banger Sorge und fieberhafter Erregung auf dem Pfühl wälzen. Man sagt, ein Krieg koste Geld und Blut. Man denkt nicht daran, wieviel Schlaf er uns kostet. Ach, könnte man die Stunden berechnen, die alle Menschen jetzt weniger geschlafen haben, es läme eine ungeheure Summe heraus, die sich auf tausend Milliarden Stunden belaufen würde. Man frage einmal bei seinen Bekannten nach, und man wird immer die Klage hören, daß sie zu wenig schlafen. Wir befinden uns alle in einem Stadium gesteigerter Affektivität. Unser Gefühlsleben ist in ständiger Erregung, und Gefühle sind ein schlechtes Schlafmittel. Nur ein Uebermaß der Erregung kann wieder die Reizung der Gehirnzellen in Lähmung verwandeln und den Schlaf erzwingen. So schlafen Soldaten im Donner der Kanonen, so fällt der Held Blauberts in Salambo schlafend zu den Füßen seiner Geliebten hin, da er sie nach all den langen und heißen Kämpfen erobert hat. Doch diese Schlafzustände sind doch die seltene Ausnahme, und die Regel ist eine anälende Schlaflosigkeit. So erzählte mir ein mit den höchsten Auszeichnungen geschmückter Batteriekommandant, daß er in den ersten drei Monaten des Feldzuges an neunundzwanzig Gefechten teilgenommen und bloß drei Mann verloren habe. Zum Fürchten hatte er nie einen Grund und war nie furchtsam. Trotzdem konnte er die ganzen drei Monate nicht schlafen. Er hörte immer wieder die bekannten Signale, die ihn zum Aufbruch mahnten, er erinnerte sich im Traume an Befehle, die er unterlassen hatte, er träumte, wenn er schon einschlief, daß er im Gefecht stand und überfallen wurde, kurz, er erwachte wieder mit Herzklopfen, und er mußte aus der Front für einige Wochen nach Hause gehen, nur um sich ordentlich auszuschlafen zu können.

Es ist ein charakteristisches Zeichen der Kriegsneurose und Kriegspinkhose, daß alle diese Kranken neben großer Schwäche, Willenlosigkeit, Reizbarkeit, willkürlicher Stimmung über Schlaflosigkeit klagen. Die Schlaflosigkeit ist so hartnäckig, daß sie den gebräuchlichen Mitteln trotzt. Die Besserung kündigt sich mit der Regulierung der Schlaffunktion an. Die Kranken schlafen erst einige Stunden und dann noch viel mehr, bis sie endlich auf fünf bis sechs Stunden kommen, was schon ein außerordentlicher Erfolg ist.

Als Gegensatz tritt bei einzelnen Patienten ein krankhaftes Bedürfnis zu schlafen ein, ein Zustand, den wir Karkolepsie nennen. Sie schlafen bei Tag im Gehen, in der Elektrischen, beim Reiten, beim Essen ein. Der Zustand ist sehr unangenehm, weil er die davon betroffenen Kranken in die gefährlichsten Lagen bringt. Doch ist das Reiden sehr selten und kommt im Verhältnis zu der typischen Schlaflosigkeit der Neurotiker im Kriege garnicht in Betracht.

Träume ich oder schlafe ich mit offenen Augen? Ich fliege im Zaubermentel des hinkenden Teufels über die Dächer der Stadt und weit hinaus mit unheimlicher Schnelligkeit über ganz Europa. Ich sehe Mütter, Töchter, Söhne, Schwestern, Krieger vom Gemeinen bis zum General mit offenen Augen in das Dunkel starren und den Stimmen der Nacht lauschen. Als wollten sie dieses geheimnisvolle Dunkel durchdringen und in die Zukunft blicken, als wollten sie ihre Lebensstage und die ihrer Lieben zählen und vorher bestimmen. Und unter mir reitet der Tod, nicht das Gerippe mit der Sense, nein, ein bleicher, schöner, dunkelgelockter Mann im schwarzen Gewand eines mittelalterlichen Arztes, und schließt so vielen Leidenden und Ringenden die Augen für immer. Neben ihm jagt sein Zwillingsbruder, der Schlaf, ihm zum Verwechseln ähnlich, nur kleiner und nicht so bleich, und rast über die Stätten der Verwüstung seinem Bruder nach, ohne ihn zu erreichen. Ein graufiger Weikampf zwischen Schlaf und Tod.

Und ich merke, daß die Welt uns ein gewisses Maß von Schlaf zugeteilt hat. Der Tod raubt seinem Bruder die reichen Gaben und wandelt sie in ungeheure ewige Zeiten um. Die Milliarden Stunden Schlafes, die verloren gehen, werden Ewigkeiten. Das Unendliche ist die Summe von zahllosen Endlichkeiten. Hände sehe ich, die sich flehend nach den Brüdern ausstrecken und sie erfassen wollen. Ruhe höre ich . . .

„Schnell, Herr Doktor! Der Kranke auf 37 . . .“

Ich habe wirklich geträumt. Nun sehe ich schlaftrunken auf und suche die Stätte auf, wo ein tapferes Menschenkind sich dagegen wehrt, in das Dunkel der ewigen Nacht zu versinken, ehe er noch alle Süßigkeiten des Lebens ausgelöstet. Ich taste den fliehenden Puls und messe die Temperatur. Es ist mir gestattet, dem armen Kranken eine Morphinumjektion zu geben. O wundervoller Zauber dieses herrlichen Mittels. Nach einigen Minuten hört der Kranke auf zu stöhnen und schließt seine Augen. Ein freundliches Lächeln umspielt seine Lippen. Er träumt gewiß, was wir alle träumen, wenn wir die Augen schließen und auch wenn wir sie offen haben: er träumt einen ewigen Frieden, in dem die Menschen sich Brüder nennen. Er ist zu Hause als Kind und läßt sich von seiner Mutter pflegen. Denn seine Lippen murmeln: Mammi, Mammi, komm her!

Fest fällt es mir ein! Das ist ja der Kranke, der eine solche Sehnsucht nach der Mutter hatte, daß er erklärte, er könnte nur gesunden, wenn die Mutter zu ihm käme. Da die Mutter eine arme Tagelöhnerin war, sammelten die Zimmergenossen das Geld und sandten es seiner Mammi. Er weiß nichts davon. Aber in derselben Nacht fährt sie bereits in einem Zuge und schläft nicht und zählt die Stunden, blickt auf die eintönige Landschaft, die im Dunkel gespenstisch an ihr vorüberfliegt.

Morgen schon wird sie an seinem Bette sitzen und ihm das wirre Haar von der Stirn streichen. Er wird sicher genesen, der starke Junge, und seiner Mutter erhalten bleiben.

So vollendet sich die Erfüllung seiner Wünsche, während er, vom Morphinum bezwungen, schläft. So mag uns allen die Erfüllung nahen: wie ein leuchtender Schnellzug über einer einsamen Weide oder wie ein müdes Fuhrwerk in einer morastigen Strafe Polens. Sie kommt und bringt uns den Schlaf und streicht uns das wirre Haar aus der Stirn. Wir dürfen nur nicht die Geduld verlieren . . .

Mit meinem Schlaf ist es aus. Es dämmert, und ich erhole mich in der feuchtkalten frischen Luft des Januarmorgens. Das Leben erwacht, ich finde einen Kiosk und erobere die erste Zeitung. Ich bin mitten drin in den unübersehbaren Kämpfen, und meine Wenigkeit versinkt vor dem gewaltigen Welttheater in das Dunkel des Vergessens. Der Nachtdienst ist zu Ende, und ein neuer Tag fordert neue Kräfte. Ich fühle, daß ich die Stunden meines Schlafes dem Vaterlande dargebracht habe. Daß ihm jetzt alle meine Kräfte gehören, mein Wachen und mein Träumen . . .



Die Natur im Kreislauf des Jahres.

Von Hans Wolfgang Behm.

Januar.

Fast lebensmüde will die Natur erscheinen, und wenn leichtflodiges Silberweiß aus düsterem Gewölke zur Erde schwebt, so scheint es ein endgültiges Sterben erzwingen zu wollen. Doch nur schützen will das weiße Gewand. Die Schneedecke hüllt das junge Wintergetreide auf den Feldern schützend ein und beugt vor, daß tausenden von still verborgenen Pflänzchen und schlummernden Tieren, vor allem Insekten, grimmige Kälte nicht allzusehr schadet.

Wohl sind die verschiedensten Pflanzen und Tiere zugrunde gegangen, aber soundso viele Lebewesen ruhen, um erst wieder vom Himmelstuf der Frühlingssonne überrascht ein altgewohntes Leben weiterzuführen und in soundso vielen Keimen zittert der Lebenshauch nach Auf-erstehung, — in Wurzelstöcken, Zwiebeln und Knollen der Pflanzen, in den Knospen der mannigfaltigsten Bäume und Sträucher. Fest eingehüllt sind hier die jungen Blättchen und zuweilen auch Blüthen, oft in lederartigen Schuppen mit Harz verklebt, so fast in einen Pelz versiebt wie der kühnste Polarfahrer. Betrachten wir aber einzelne geöffnete Knospchen zu Hause unter Vergrößerung, so wird uns erst bewußt werden, an wieviel Leben und schlummernder Schönheit wir achtlos vorübergingen, wenn wir in Gärten und Wäldern nur die kahlen Äste der Obst- und Waldbäume sahen und nur die hängengebliebenen mattbraunen Blätter der Winterreife, durch die Winterstürme mit scharfem Knistern raschelten.

Doch da, wo die Fichte in schwarzdüsteren Wäldern träumt, oder wo die Kiefer in sandiger Ebene wurzelt, da echte Laubbäume schon garnicht oder doch wenigstens nur sehr schlecht gedeihen könnten, hat die Natur auch zur Winterszeit ein grünendes Kleid bewahrt, das viel leichter als ein Laubbaum die Schneelast tragen kann, da die Äste der Nadelhölzer infolge ihre verhältnismäßigen Dicke und zähen Biegsamkeit gleichsam für eine Schneebedeckung angepaßt sind. Jetzt lassen sich auch besonders schön die beiden Nadelhölzer unterscheiden, die im Volksmunde gemeinlich als Tannenbaum bezeichnet werden. Die Fichte oder „Rottanne“ mit hell bis tief roströthlicher Rinde, der vielbesungene Weihnachtsbaum, die eigentliche Tanne, auch Edel-, Silber- oder Weichtanne, mit glatter, weißschimmernder Rinde auf säulenförmigem Stamm und in weiterem Gegensatz zur Fichte mit zweizeilig gestellten Nadeln und aufrechtstehenden Zapfen, die wie kleine, doch nicht flackernde Naturlichter in die Höhe streben.

Neben jenen charakteristischen Vertretern der Nadelhölzer sind es ganz besonders einige niedere Pflanzengruppen, die unser Auge jetzt weit mehr fesseln als zu anderen Jahreszeiten, da sie ganz typisch hervortreten, sonst aber meist unbeachtet verschwinden unter der reichen Fülle der übrigen Pflanzenwelt. Ich denke zunächst an die verschiedenen Moose, an das Sumpfschmoo mit seinen großen, schaumigen Polstern in morastigen Wäldern, an das mehr liebliche Weißmoos, mit zart bläulich-grünen oder weißlichen, meist kreisrunden Polstern, an das Astmoos, das so selbstsam unter den Füßen rauscht wenn man über seine zuweilen weit ausgedehnten Teppiche läuft, die oft wie tief-satter Chrysopras in wunderbarer Harmonie mit dem gleichenden Weiß des Schnees harmonieren. Die nicht selten lebhaft gefärbten, schleimigen oder rahmartigen Massen, die faulende Pflanzenteile, wie abgebrochene Äste usw. überziehen, sind verschiedene Arten von Schleimpilzen, die in nächster Verwandtschaft stehen mit den Pilzen, die gleich winzigen Orangeflügelchen besonders an modernem Holze und abgestorbenen Bäumen uns entgegenleuchten. Ein Stückchen von dem grünen Anflug, der besonders an der von Wind und Regen gepeitschten Wetterseite der Bäume häufig auftritt, offenbart sich zu Hause in einem Wassertropfen unter das Mikroskop gebracht, als eine Menge kleiner Kugeln, deren jede eine Alge, aus einer einzigen

Zelle bestehend, darstellt. In ähnlicher Weise rühren auch die meist rotbraunen, veilchenduftenden Ueberzüge auf alten Urgesteinen im Gebirge von einer Fadenalge her.

Doch noch ein weiterer Vertreter dieser „Unscheinbaren“ im Pflanzenreich redet jetzt recht deutlich zu uns, der mit seinen gelben, laubartigen, gelappten Massen, die zuweilen unterbrochen werden von tiefgelben, winzigen „Schlüsselchen“, allerlei Äste, Stämme und dergleichen überzieht, — die Schlüsselflechte, unter vielen Genossen mit diesen eine sogenannte Lagerpflanze bildend, bei der man von einer Einheit schon garnicht mehr reden kann; denn sie besteht jedesmal als Individuum aus einem Fadenpilz und mehreren Algen, die ein engverbündetes Genossenschaftsleben führen; eine echte „Symbiose“ zu beiderseitigem Nutzen. Die Algen sorgen als grüne Pflanzen für die Nahrung, während der Pilz seinen Nahrungslieferanten die rohen Nahrungssäfte, vor allem Wasser mit darin gelösten Salzen zuführt, sie gegen Austrocknung schützt und mit einigen Fäden das ganze Doppelwesen auf der Baumrinde befestigt. Es dürfte also vorteilhaft sein, sich gerade in den kalten Wintermonaten mit diesen Mikroorganismen zu beschäftigen, die in ihrer Gesamtheit bedeutungsvoll genug im Haushalte der Natur sind. An den langen Winterabenden können wir sie im warmen Zimmer gemüthlich studieren und dabei mehr Sorgfalt verwenden, als das zu anderen Jahreszeiten möglich ist, da die Natur in tausendfältigen anderen Farben zu uns spricht.

All dieses „schweigende Leben“ genügt bei Wanderungen in den freien, winterlichen Gauen doch nicht für denjenigen, der gerne Zweisprache hält mit den Stimmen der Natur, wie z. B. mit den vielfachen Lauten ihrer gesiederten Gäste. Wohl sind deren viele als Zugvögel in südliche, wärmere Länder gezogen, wie Schwalben, Rotschwänzchen, Grasmücken, Nachtigallen, Lerchen, Stare, Wachteln usw., aber eine ganze Reihe sind als sogenannte Stand- und Strichvögel in unserer Heimat geblieben, einige finden erst vom hohen Norden kommend, z. B. Schneeammer und Seidenschwanz, bei uns zur Winterszeit einen zum Leben günstigen Aufenthaltsort. Im allgemeinen hat sich die Vogelwelt jetzt mehr in die Nähe der Gleden, Dörfer und Städte zurückgezogen, nur der Geißerflüg gewisser Wald-eulen erschreckt zuweilen das frühe Dämmerdunkel des Waldes, oder es huscht der Weltenbürger Eisevogel längs der Bäche und Seen, während am eisigen Mühlbach schier sommerfroh ein Bachstelchen wippt, draußen auf verschneiter Fichtentrone Freund Kreuzschnabel Hochzeit hält oder gar schon Vaterfreuden feiert, der blaubeckschärpte Strauchritter Eichelhäher sein schnarrendes Rätschen erschallen läßt oder ein großer Buntspecht klopft.

Besondere Freude wird man jetzt an den übrigen säudigen Heimatgästen haben. Die vielen Wintertage sind mir noch lebhaft in Erinnerung, da ich bereits als junger Schüler im prächtigen Schlossgarten meiner Heimatstadt innige Freundschaft geschlossen hatte mit den verschiedensten Finkenvögeln, mit Zeisigen, Hänslingen und Grünlingen, ganz besonders mit dem kleinen Kerl im kastanienbraunen Kittel, dem Buchfink, der es sich nicht nehmen ließ, das gereichte Brotstückchen aus der Hand zu holen. Und wenn ich noch der mannigfaltigsten Meisen gedanke, die mit leise wispelnden Kostönen erst ein paar mal wie kleine Waldbolde die Äste umgaukelten, bevor sie ebenfalls an der Mahlzeit teilnahmen, dann der Spechtmeise mit ihrem rostgelb prangt, des lieblichen Goldhähnchens, der etwas zaghaften Goldammer, der Haubenlerche mit ihrem nervösen Trippelschritt, des kleinen rindenfarbenen Zwerges Zaunkönig, der allbekannten Amsel und des Vogelproletariats Sperling, so sind, ganz abgesehen von einigen Krähenarten, die jetzt in oft erschreckend großer Anzahl in nächster Nähe des Menschen erscheinen, wohl für ganz Deutschland besonders charakteristische gefiederte Wintergäste gekennzeichnet.

Können aber die meisten Vögel durch oft ausgedehnte Wanderungen der Kälte des Winters entfliehen, um ihre Arterhaltung nicht zu gefährden, so finden wir bei vielen Säugetieren eine analoge Erscheinung in dem Winterschlaf. Nur verhältnismäßig wenig Säugetiere treffen wir im

Freien an, so z. B. den immer munteren Waldteufel Eichhorn, der bei gar zu harten Schneestürmen sich aber in sein Nest zurückzieht und von den im Herbst gesammelten Vorräten sein Leben fristet. Zuweilen schlüpft ein dunkelbraunbepelzter Fischotter durch Eislöcher ins Wasser oder nähert sich der kastanienbraune, an Hals und Brust schön oder gelb gefärbte Edel- oder Baummarder den Hühnerschlägen oder Taubenschlägen, während er sonst seinen dauernden Lagerplatz meist auf hohen Bäumen in verlassenem Krähens-, Tauben- oder Eichhornestern aufgeschlagen hat. Tiefer im Erdboden vergraben als sonst lauert Meister Maulwurf auf feiste Engerlinge und Regenwürmer und wenn ein selten schöner Wintertag fast sommerlich anmutet, so verläßt das in Deutschland fast überall verbreitete gelblich-rosibraune Zwergsiedermäuschen sein Schlafversteck und gaukelt im unsäten Auf und Ab beim Abschiedsgruß des winterlichen Sonnenblutes.

Die Betrachtung der übrigen Sägerwelt führt uns schließlich auf Weidmannspfade, und wir wollen auch für die Zukunft nicht verfehlen, der Jagd, Forstwirtschaft und Fischerei an dieser Stelle ein gebührendes Plätzchen einzuräumen, zumal die Natur in dieser Hinsicht fast durchweg in ihrem freien Schaffen von der Kultur des Menschen beeinflusst wird. Neben dem Abschuß von Gelbtieren (noch nicht wieder belegtes Wild), Schmalottern (ein noch unbeschlagenes Stück Wild), Spießern des Rot- und Damwildes findet ein solcher von Rebhorden statt. Treibjagden auf Hasen und Füchse wechseln ab mit dem Gang von Fasänen und Rebhühnern in Schneehauben oder Fallrahmen, während bei starkem Frost Enten und Gänse auf dem Eisfall, sobald sie sich auf der Wasserfläche niedergelassen, geschossen werden. Zuweilen ißt man auch Füchse und anderes Raubzeug durch geschlepptes Nas auf einen sogenannten Luderplatz (Kodspeisplatz), wo es von der Luderhütte aus erlegt wird, stellt Fangeisen auf oder folgt den im frischgefallenen Schnee deutlich sichtbaren Spuren den „Neuen“ von Katzen, Mardern, Fischottern usw. Bei andauernder Kälte und tiefem Schnee geht es den im dichten Winterpelz prangenden Hirschen, Rehen, Füchsen und Hasen oft sehr schlecht, zumal wenn mit harter Schneekruste bedeckter Boden Veranlassung zu wunden Läufen gibt. Gutes Wiesen- oder Kleeheu, namentlich im Juni gewonnenes getrocknetes Laubholzreisig, Himbeerkraut, gequetschter und mit präzipitiertem phosphorsaurem Kalk versetzter Hafer und Mais, Eicheln und Kastanien werden nunmehr dem Rot-, Dam- und Rehwild dargereicht, während das Schwarzwild, das jetzt seine sogenannte „Rauschzeit“ (= Brunstzeit beim übrigen Wild) beendet hat, mit Kartoffeln und Buchweizen, Fasänen und Rebhühner mit Getreide an besonders gegen Raubzeug Schutz bietenden Orten gefüttert werden. Zitterpappeln und Kiefern werden zur Aesung für das Wild gefällt und die mit phosphorsaurem Kalk versehenen Salzlecken mit Salz bestreut, um das Einfrieren abzuschwächen.

Neben der Revision der Schonungen, Zäune und Hecken der Dorfgärten und Schlingen ist eine besondere Ueberwachung von Saat- und Pflanzenbeeten, von Grünföhlgärten usw. nötig, damit keine Hasen eindringen, die hierbei übrigens leicht erlegt werden können. Im Walde ist der Fällungsbetrieb in vollem Gange. In den sogenannten Erlenbrüchen findet bei gefrorenem Boden der Hieb statt, da diese sonst nicht zugänglich sind wegen des sumpfigen Bodens, woselbst die Erlen gewöhnlich weitläufig hervordachsen. Infolge der Vorliebe der Erle für nassen, humusreichen Boden finden sich solche Erlenbrüche namentlich im Spreewald, dem Oderbruch, der Lüneburger Heide, in Ostpreußen und in den baltischen Provinzen. In Vorverjüngungsschlägen mit Nachwuchs wird bei Frost ohne Schnee der Hieb ausgesetzt, während in Eichenwaldungen die Nichtschälhölzer ausgehauen werden. Bei nicht gar zu grimmiger Kälte wird das gefällte Holz an passende Orte gebracht, z. B. in Auwaldungen an solche, die Sicherheit gegen Ueberschwemmungsgefahren gewähren. Im Gebirge schafft man das Scheitholz an die Schwemmbäche und die Kahlhölzer an die Meilerstätten. Eschen- und Hainbuchenfamen, Akazientoten, Kiefer- und Fichtenzapfen werden

gepflückt und mit dem Brechen der Kärchenzapfen wird begonnen. Die unter dem Moose sich findenden Puppen des Kiefernspanners und der Kiefernneule, Kokons der Blattwespen und Raupen des Kiefernspinners werden probeweise gesammelt, und wo gegen den Spinner das Keimen beabsichtigt wird, rötet man die Stämme und beschafft rechtzeitig Raupenleim.

In einiger Entfernung vom Winterlager der Fische eist man nach dem Zufrieren der stehenden Gewässer Köcher auf oder haut solche beispielsweise in die Eisdecke des Karpfenteiches, damit seine Insassen nicht ersticken. Teilweise findet auch Fischerei auf Seen unter dem Eise statt.



Heimkehr.

Erzählung von Waldemar Bonsels.

Er wachte auf, als der Zug zur Nachtzeit an einer kleinen Station hielt, richtete sich mühsam auf und versuchte durch die leicht beschlagenen Scheiben des Abteilfensters etwas zu erkennen. Aber nur die trüben Monde zweier Stationslampen glommen in der nebligen Nachtluft, in Beamter mit einer Laterne schritt am Wagen vorüber, kurz darauf ging es aufs neue in die ungewisse Nacht der Heimat hinein.

Der junge Offizier seufzte. Seltsam, dieser bittere Geschmack von Pulverrauch schien nicht mehr von den Lippen zu bringen, er lächelte und schloß die Augen. Da lag wieder in weiter, herblicher Sonnenpracht das fruchtbare Hügelgelände vor ihm, hier und da stiegen rasch hintereinander grelle, weiße Wölkchen aus den Baumbeständen der Ferne auf, und die Luft zitterte. Langsam schlichen im Grünen unten graue, lange Streifen voran, in ihren Bewegungen kaum erkennbar, alles erschien unendlich klein, abständig, ja, fast nüchtern und gefahrlos. Das war sein erster Eindruck von einer Schlacht gewesen, von einem Beobachterposten aus gesicherter Höhe. Andere waren gefolgt, glühende, wirre, furchtbare Bilder, in denen die Welt in einem Chaos von Eisen, Blut und Todeschmerzen zu versinken schien.

Er hörte in seiner Erinnerung seine eigenen Kommandorufe wie die eines Fremden. Wie vermag solch traumhafter Zustand unwirklicher Geschehnisse sich mit so viel Gelassenheit und Kaltblütigkeit zu verbinden, dachte er. Die Meisten von uns waren viel stärker, als wir selbst gedacht haben. Wer hätte geglaubt, jemals so den Tod verachten zu lernen?

So sehr der junge Offizier sich bemühte, seine Gedanken der nahen Zukunft entgegenzusenden, dem Wiedersehen mit seinem Weibe und seinem Sohn, immer wieder zogen die heißen Bilder ihn in ihren Bann, denen er seine erste große Beteiligung am gewaltigen Leben der Tat zu danken hatte. Ihm war keine Erinnerung mehr an den entscheidenden Augenblick seiner Verwundung geblieben. Nach einem sinnbetäubenden, unsagbar grellen Blitz und Schlag in seiner nächsten Nähe hatte er erkannt, daß er nun die Kompanie zu führen habe, neben ihm lag sein Hauptmann, die Arme weit ausgebreitet, wie an den Boden gekreuzigt. Dann hatte er den Degen in der linken Hand gehabt, erst den Degen, dann den Revolver, der rechte Arm hing ihm nieder, als sei es kein Stück mehr von ihm. Er hörte eine Ordonnanz ihm flehentlich und in atemloser Inbrunst zuschreien: „Aushalten! Nur noch Minuten, sonst . . .“ Was sonst? hatte er sich gefragt, denn der Rest war ihm unverständlich geblieben, aber hiesse Aushalten in diesem Höllenregen von Eisen nicht sich und alle opfern? Aber der Gedanke, es nicht zu tun, war ihm so lächerlich unmöglich erschienen, so kindlich töricht! Es war unbeschreiblich herrlich nun auszuhalten, endlich, endlich einmal war er, sein armes Selbst, der Ungekannte unter Millionen, notwendig und nützlich, zu Taten berufen, die eine Welt erschütterten.

Erst, als er empfand, daß seine Schritte wie ins Leere gingen und daß der Boden freiste, wurde ihm klar, daß sein Blut nicht mehr ausreichte. Sein letzter Gedanke war: Dies ist Frankreichs Erde. . . Mit einem Hurra, das wie ein gräßliches Gebrüll klang, stürmten seine Leute über ihn fort.

Wie seltsam war sein Erwachen in den stillen, hellen Räumen des Lazarets gewesen. Das Gesicht einer fremden Frau neigte sich über ihn. Er fragte ohne Worte, und sie lächelte und sagte: „Es ist ohne Gefahr, nur am Arm, Sie werden bald ganz genesen sein.“ Er war weder froh noch traurig gewesen, nur die Stille war ihm fast unheimlich erschienen, unmöglich war diese Stille!

Schon nach zwei Wochen wurde er entlassen und zur Nachkur in die Heimat beurlaubt. Fast war ihm gewesen, als gäbe es diese Heimat nicht mehr. Wie kann man etwas so vergessen und zugleich nur dafür leben, dafür zu sterben bereit sein, dachte er. —

Im Schein der herbstlichen Morgensonne lief nun der Zug in die Heimatstation ein. Die Bäume der Stadtanlagen funkelten rot und braun im zerrinnenden Frühnebel, auf leeren Rasen glitzerte der Tau, aber nicht nur äußerlich erschien dem Ankommenden alles seit dem Sommer verändert. Der Stationsbeamte trat zögernd auf ihn zu in einen Kreis Neugieriger, die die breite, Respekt erheischende Binde zögern ließ, in der der verwundete Arm ruhte. Sie grüßten den Zurückgekehrten in jenem seltsamen Gemisch von Ehrfurcht und Mitleid, das uns alle beim Anblick eines Verwundeten gefangen hält. Er fand die Seinen nicht und begriff, daß dieses Wiedersehen nicht vor allen gefeiert werden sollte, und langsam schritt er die morgendlich stille Straße der Stadt aufs Haus zu.

Kleine Stadt, dachte er und lächelte in seiner zögernden Geringschätzung, die nichts als schlichter Liebe war. Ihm erschien es, als könne er sein Herz allen diesem nicht mehr öffnen, als käme er aus Bereichen eines ganz anderen, viel höheren Daseins zurück. Vor dem Kriegerdenkmal am Marktplatz blieb er stehen. Ihr seid Helden, dachte er, wir nicht, das Reich der Helden ist die Vergangenheit, sie erst macht unsere einfache Pflicht zu ewiger Freiheit.

Als seine Augen wenige Minuten darauf in denen seines Weibes ruhten, als sein Sohn sich an seinen Arm hing und als in der Morgensonne dieses schönen Herbstes der kleine Garten, das Haus, das Land erstrahlten, die er sein Eigen nannte, übermannte ihn etwas wie ein vergessenes Heimweh. Seine Blicke leuchteten auf, diesem Glück, dieser erfüllten Erwartung gegenüber, die ihn wie ein Lied aus friedlichen Tälern überraschten, und schnell sagte er und wies auf seine Armbinde: „Es ist nicht der Rede wert, schon in drei, vier Wochen kann ich wieder hinaus.“

Die junge Frau trat von ihm zurück. Sie glaubte ihren Ohren nicht trauen zu dürfen; was hatte ihr Gatte gesagt? War dies Wort sein Gruß des Wiedersehens, dies sein Dank für Tage und Nächte unbeschreiblicher Seelennot und tödlicher Angst? In wenigen Wochen wollte er aufs neue fortgehen, aufs neue in dies schreckliche Ringen und Sterben? Sprach so Liebe im Augenblick ihrer ersten Gewißheit lebendiger Erneuerung? Mit tränenlosen Augen starrte sie ihren Mann an, aber da sah sie, daß er lächelte, eigen hoffnungsvoll und fern, wie in Erinnerung einer ganz anderen Welt. Der Ausdruck seines Gesichtes sank ihr tief ins Herz, ihr war wie vor vielen Jahren in Zeiten ihrer frühesten Jugend, als dies bleiche, ernste Gesicht noch in heißen Stürmen eines ersten Jugendglücks flammte, als diesen Augen und Sinnen die ganze Welt gehörte, und zum ersten Mal begriff sie den Geist der Pflicht, der sein ganzes Wesen erfüllte. Und wie in einer jähen Wiedergeburt ihrer Seele erfaßte sie das schmerzhafteste Glück ihrer Zugehörigkeit zu diesem Manneswillen, und sie preßte das blonde Haupt ihres Knaben fest an sich und dachte: Werde wie dein Vater, und es ist alles gut!



Bilderbogen fürs Haus.

Aus der Mappe eines Familienvaters

Des Deutschen Gebet.

Laß die Gerechtigkeit nicht sterben, Herr!
Das Göttliche, das diesem Stern verliehn.
Darum liegt Deutschland heute auf den Knien.
Dies Ungeheure, laß es nicht geschehn.
Daß gutes Recht und Treue untergehn,
Laß die Gerechtigkeit nicht sterben, Herr!
Und die Hände falten sich, die nie gefaltet,
Der feste Blick, wo nie ein Raß gewaltet,
Verschmilzt zu großen, feierlichen Säulen:
Herr, laß unsre Feinde nicht gewähren,
Die menschlings hingemordet guten Frieden:
Herr, straf sie heut! Herr, straf sie schon hienieden:
Dies Ungeheure, laß es nicht geschehn,
Daß gutes Recht und Treue untergehn;
Laß die Gerechtigkeit nicht sterben, Herr!

Alexander von Gleichen-Rußwurm.

*

Vater Hindenburg.

Achtungsgebietender Ernst und gewinnende Herzensgüte bliden aus unseres Generalfeldmarshalls allbekannten Zügen. Wie das Oberhaupt einer großen Familie hat er, mitberaten und unterstützt von trefflichen Helfern, an der Spitze seiner Söhne dem übermächtigen Nachbarn sich entgegengeworfen, Haus und Hof vor Plünderung und Verödung bewahrt, der Frauen und Töchter Ehre vor dem Angriff schamloser Horden gerettet. Wie zu einem Vater blickt darum auch das ganze deutsche Volk, Mann und Weib, Greis und Kind, Krieger und Bürger, Bauer und Arbeiter, ohne Unterschied zu des Kaisers berufenstem Seerführer auf; stolz nennt es ihn den Seinen und drängt sich in unbegrenztem Vertrauen und überquellender Dankbarkeit um ihn. Warum sollte es sich doch verwehren, den Mann, der wie ein Vater an ihm gehandelt, auch mit diesem Ehrentitel zu nennen? Mehr als 2300 Jahre sind vergangen, seitdem die kühnsten Bürger Roms, befreit von dem furchtbaren Ansturm der keltischen Scharen, ihren Ketter Camillus zum Vater patriae ernannten. Vor 100 Jahren erhob sich das von dem französischen Eroberer geknechtete Deutschland unter Preußens Führung siegreich zum Kampfe für die Freiheit: Väter blickt diesmal der Held, und mit seinem Namen bezeichneten die Krieger der Befreiungsarmee den „Marshall Vorwärts“ lieber, als mit „Vater Väter“. Heute aber trägt unser Camillus, unser Väter den Namen Hindenburg. Auf denn, deutsches Volk, ehre auch du deinen Helden! „Vater Hindenburg“ soll er fortan heißen überall, soweit die deutsche Zunge klingt, und für alle Zeiten, so lange noch ein Deutscher der größten Zeit seines Vaterlandes in Ehrfurcht gedenkt! Möge auch Feldmarschall von Hindenburg die ihm in solcher Gesinnung unter den Weihnachtsbaum gelegte Liebesgabe des von ihm treu beschirmten deutschen Volkes freundlich entgegennehmen!

Doch „Vater Hindenburg!“

*

Unsere Frachtkarte.

Eine vierstörige Gestalt, die den Arm noch in der Binde trug, öffnete mir beim Verlassen des Saales höflich die Tür. Mit flüchtigem Gruß und den Worten: „Nun W., bald haben Sie es ja überstanden, dann geht's heim zu Frau und Kind,“ wollte ich an ihm vorüber. „Wat, heim?“ unterbrach er mich, „an die Front geht's wieder zurück.“ Ich starrte ihn verständnislos an, denn ich wußte, der Ellbogenknochen war ihm zerbrochen, und er hatte unsagbar schwer gelitten. „Ist das Ihr Ernst?“ fragte ich zurück. Da sah er mich fest an, und langsam, als hätte er jedes Wort überdacht und abgemogen, kam's über die bleichen Lippen: „Se brauchen uns ja noch.“ „Was ist das für eine Zeit!“ — „Welch ein Geschlecht von Helden!“ Mit diesen Worten wandte ich mich an den Generalarzt, der, zu Weihnachten beurlaubt, vom Schlachtfeld kommend, loebte auf mich zuschritt. Wir tauschten gegenseitig unsere Erfahrungen aus. „Nun kommen Sie erst mit mir ins Feld, auf die Verbandspolster, was wir da tagtäglich erleben,“ meinte er. „Dübelweise kommen uns Fälle wie dieser vor, daß ein Soldat „Schuß durch Leber und Bauch“ erhalten hat und in seinen Nuten schwimmend daliegt; wenn ich ihn verbinden will, wehrt er mit den Worten ab: „Herr Generalarzt, erst verbinden Sie meinen Hauptmann oder Kamerad A., der neben mir liegt, der ist ja viel schlimmer dran wie ich —.“ „Niedertreten möchte man vor diesen Menschen,“ schloß der Arzt seine Rede.

Die Zehn Gebote des Krieges.

In den „Münchener Neuesten Nachrichten“ stellt Dr. Karl Wollf folgende Zehn Gebote des Krieges auf:

Dies ist der Krieg, mein Volk, der dich herausgerissen hat aus Behagen und Stille, aber auch aus Schläftheit, Zweifel und Ueberfättigung.

Du sollst keine anderen Gedanken haben neben ihm. Denn dieses Krieges Not wird fortwirken bis ins dritte und vierte Geschlecht, wenn wir ermatten, aber sie kann Segen bringen bis in das zehnte Geschlecht, wenn wir obliegen und die erneuerte Welt auf deutsches Wesen arlinden.

Du sollst des Krieges furchtbaren Namen nicht mißbrauchen, weder durch rohen Scherz, noch durch törichten Spott, noch durch irgend etwas Unwürdiges in Bild oder Worten.

Gedenke des Friedens in deiner Seele, daß diese Zuversicht dich heilige, wenn du der Gegenwart dienst und ihre grausamen Werke vernichtest. Denn die Zukunft sei wie ein Festtag deinem Volke, Freistadt des Fleisches und der Freude, für dich und die Deinen, für alle sich redlich Mühenden, auch für den Fremdling, der in deinen Toren wohnt.

Ehre Vater und Mutter, indem du die Heimat beschüttest, in deren Erde sie ruhen.

Du mußt töten — um des Lebens willen, das der Vernichtung entweichen soll.

Du sollst nichts stehlen lassen, was deinem Volke gehört.

Du sollst Gerechtigkeit haben vor Deutschlands Frauen: sie opfern stumm und tragen ihr Leid ohne Klage.

Du sollst kein falsches Zeugnis dulden wider dein Volk.

Laß dich nie mehr gelüsten nach deiner Nachbarn Sitte, Unsitte, Sprechweise und Tracht, noch nach irgend etwas, das nur für die Fremden gemacht ist. Aber laß deutschen Geist auch künftig anfliegen über die Welt, durch Bildung mächtig, stark durch Vernehmen und aller Völker Köstliches einsammelnd in die Truben der Heimat.

*

Aus fernem Jonen.

Chinesische Einrichtungskuriositäten. Ob die Dinge heute noch, unter der Republik, in China passieren, ist eine Frage. Aller Wahrscheinlichkeit nach kann sie bejahend beantwortet werden, denn Sitten, Gebräuche, Aberglauben, alles, was einstmal aus heillosen Tiefen kam und später Gewohnheit wurde, pflegt ein längeres Leben zu haben als äußerliche Staats- und Regierungsformen. Wunderbar geht es bei so einer chinesischen Einrichtung zu. Nachdem der Delinquent enthauptet ist, öffnet der Henker mit dem Richtschwert seinen Leib und schneidet einzelne Teile heraus. Um diese beginnt ein großes Feilschen, denn es besteht in China wie übrigens vielfach bei uns in Deutschland auch der Glaube, daß der Besitz einzelner Körperteile von Fingerhut bis zum Fuß Segen bringe. Bei uns meint man pekuniäres Glück, in China geht man weiter. Das bloße Haben und Unterbringen solcher anatomischen Ueberreste verleiht mit dem finanziellen Segen die Gesundheit: wer die Leber eines Delinquenten besitzt, wird von Schwindelsucht, Rheumatismus und Zahnschmerzen geheilt, wer über sein Herz verfügt wird von der Heimsuchung plagernder Geister und von allen möglichen Formen des Wahnsinnes befreit. Man hat diese Schutzmittel den nächsten Verwandten des Verbrechers abzuverkaufen, die einen gewissen Teil des Verkaufsbetrages dem verurteilenden Richter und dem amtierenden Henker zuführen. Es sind keine geringen Beträge, um die es sich da meistens handelt: die Nachfrage ist groß, und wer sein Geschäft versteht, kann mit einem Male zu beträchtlichem Vermögen kommen. Bei diesen chinesischen Einrichtungen gibt es aber doch ein Moment, das an die Nachwirkung der humanen Lehre des Philosophen Konfuzius erinnert. Vor der Exekution schenkt der Richter dem Verurteilten mehrere hundert Kupfermünzen und sonstige Gegenstände. Es sollen das keine Gebrauchsmittel für ihn in einem etwaigen Jenseitsleben sein — die Religion des Chinesen ist irdisch und kennt keine überirdische Lebensfortdauer —, diese Zeremonie hat eine andere Bedeutung. Sie will ausdrücken: auch dem Verbrecher seien Menschentum und Menschenwürde wieder zuerkannt, wenn er seine Schuld gebüßt hat und sie soll ferner kund tun, daß der Richter dem Verurteilten keinen Haß nachtrage und nur ein Landesgesetz ausspreche, wenn er ihn zum Tode verurteile und nicht seinen eigenen Wunsch zum Ausdruck bringe.

(Nach Hans Drobatsch: „In der weiten Welt“.)

*

Bilder aus der deutschen Vergangenheit.

Das Porzellan-Regiment. Im Jahre 1717 schenkte König August II. von Polen und Kurfürst von Sachsen dem König von Preußen, Friedrich Wilhelm I., 600 Reiter und

Dragoner für ein kostbares Porzellan- und Bernstein-Kabinett. In dem Köhlerschen Werke „150 Jahre des litthauischen Dragoner-Regiments Nr. 1 (Prinz Albrecht von Preußen)“ werden eingehender die Verhandlungen über die Formation dieses Truppenteils behandelt, auf den das 1. Dragoner-, sowie das 3., 4. und 5. Kürassier-Regiment und Teile anderer Regimenter (8. Kürassier-Regiment) ihre Abstammung zurückführen. Dieses Stamm-Regiment wurde, wie die Tradition sagt, für den Preis jenes Porzellan-Kabinetts erlangt und der Beweis dafür ist erbracht durch ein Aktenstück, das sich im Haupt-Staatsarchiv zu Dresden befindet und wie folgt bezeichnet ist: „Korrespondenz mit dem preussischen Geheimrat v. Marschall, wie auch mit dem Herrn Generalleutnant v. Schmeltan, die an Ihre königliche Majestät überlieferten 600 Mann und das von Selbiger erhaltene Porzellan betreffend 1717“. Nachdem König August II. durch Herrn v. Marschall 600 Dragoner für den König von Preußen anbieten ließ, nahm der letztere das Angebot an, und im April 1717 wurden diese „Reuther“ ohne Pferde, Waffen, Montur und Offiziere, gegen das aus den königlichen Schlössern nach Sachsen gelangende Dranienburger und Charlottenburger Porzellan eingetauscht. Der Mann wurde zu 20 Reichstaler geschätzt, die gesamte Mannschaft demnach zu 12 000 Reichstaler berechnet. Das als Gegenleistung verabfolgte Porzellan übertraf zwar diesen Wert, doch hatte es beim Einkauf den verstorbenen König Friedrich I. nicht so viel gekostet. So viel besaßen die sächsischen Ämten über die originelle Entstehungsart des „Porzellan-Regiments“; von Bernsteingegenständen, wovon sich herrliche Sachen im königlichen Grünen Gewölbe zu Dresden befinden, ist darin nichts erwähnt. Es heißt aber, diese Kostbarkeiten seien erst 1728 als Geschenke nach Dresden gekommen. Das Porzellan aber kam 1717 in Dresden zunächst in die kgl. Porzellansammlung ins japanische Palais und eine Anzahl Vasen, noch jetzt Dragonervasen genannt, zieren die kgl. Porzellansammlung im Museum „Johanneum“, ein anderer Teil wurde als Dekoration in den Paradesälen des königlichen Schlosses verwendet.



Luftige Ecke.

„Die Dame dort drüben macht einen mächtigen Eindruck auf mich. Wer ist sie?“ — „Das ist Frau Pantoffelmeier. Sie ist eine Frau von hervorragender Energie, und man sagt, daß sie über ein sehr großes Einkommen verfügt.“ — „Womit verdient sie das?“ — „Sie verdient es überhaupt nicht. Ihr Mann verdient es, und sie verfügt darüber.“

Freundin: „Aber, Elvira, was ist denn mit dir los?“ — Elvira: „O, ich weiß nicht. Ich gräme mich nur zu Tode! Ich habe daselbe Mädchen nun schon sechs Wochen und es redet noch nicht von Fortgehen!“ — Freundin: „Rein?“ — Elvira: „Rein, nicht ein Wort. Es muß in meinen Mann verliebt sein!“

Ein amerikanischer Kritiker bemerkte neulich: „Poesie ist enttäuschend. Aber Dichter werden schlecht bezahlt. Ich kenne einen Millionär, der eine hübsche, goldhaarige Maschinenreiberin hat. Eines Tages sagte das junge Mädchen zu ihm: „Ich werde demnächst heiraten. Und zwar einen Dichter.“ — „O weh!“ erwiderte der Millionär. „Dann wollen Sie uns wohl verlassen, wie?“ — „Rein“, war die Entgegnung, „ich werde Sie nicht verlassen, aber ich werde ein höheres Gehalt brauchen.“

Junger Chemann: „Dach du, ehe ich dich heiratete, auch so viel Geld ausgegeben?“ — Die junge Frau: „Allerdings.“ — Junger Chemann: „Dann verstehe ich nicht, wie dein Vater sich so anstellen konnte, als ich dich von ihm nahm.“

Marie: „Laß uns auf die andere Seite der Straße hinübergehen.“ — Annie: „Rein, laß uns auf dieser Seite bleiben. Drüben ist das Pflaster nah.“ — Marie: „Das macht nichts. Meine sind von Seide.“

„Ich habe nichts Komisches an der Geschichte gefunden, die der Herr eben erzählte. Warum hast du denn so darüber gelacht?“ — „Weiß du, wer das ist?“ — „Rein. Wer ist es denn?“ — „Das ist mein Chef.“

Arzt: „Was Ihnen not tut, ist ein Klimawechsel.“ — Patient: „Klimawechsel! Ich habe ja nie etwas anderes gehabt. Ich habe all mein Leben in New York gelebt.“